Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 6

Artikel: Der Granadier von Beresina [Fortsetzung]
Autor: Vallotton, Georges
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637138

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Grenadier von der Beresina

Ein historischer Roman von Georges Vallotton

(Deutsch von W. Grossenbacher) Fortsetzung 5

Ich hörte ihm zu, ohne antworten zu können. Als Soldat gehorcht man einfach; der Rest geht die Führer an. Und dann griff mir die Gegenwart dieses Mädchens ans Herz, ihre auf mich gerichteten Augen, die mir andere — ach, so ferne! — in Erinnerung riefen. Ich war verwirrt von der Milde dieses Heims, von der unvorhergesehenen Abendruhe nach all den Mühen des langen Marsches. Zum Schlusse ließ mich mein Gastgeber, als er meine Müdigkeit bemerkte, in ein kleines aber sauberes Zimmer führen, wo ich — so groß ist die Spannkraft der Jugend — sogleich in einen bleiernen Schlaf verfiel. Seit Monaten hatte ich kein Zimmer mehr für mich allein gehabt, kein Bett, kein freundliches Dach, kein Familienleben mehr. Diese Ruhepause von wenigen Stunden machte mir warm ums Herz.

Längst schon schien die Sonne durch die Scheiben, als ich erwachte. Diese Nacht hatte mich ausgeruht und erfrischt. Ich hörte meine Leute im Hofe sorglos lachen und sich mit den Mägden necken, während sie die Ochsen an die Halftern legten. Ich nahm Abschied von meinen Gastfreunden, und ich habe sie nie mehr wiedergesehen. Ohne es zu wissen, hatten sie mir einen Strahl der Freude geschenkt, den letzten vor all dem Elend des Feldzuges, der so viel Not für uns bereit hatte.

Unsere Rückkehr und vor allem das schöne Vieh, das wir herbrachten, wurde im Lager mit Freude begrüßt. Das ganze Land war durchstreift von Truppen, die sich ohne Unterbruch folgten, es war ausgeraubt von Plünderern, gegen die man nicht mehr vorzugehen wagte, weil sie zu zahlreich waren, es war erschöpft von den Anforderungen aller Art. Die Bauern zogen es vor, ihre Häuser zu verlassen und mit dem Vieh in die Wälder zu fliehen. Einzig oder doch fast allein unsere Regimenter bewahrten eine eiserne Mannszucht. So wurden drei Soldaten unseres Regimentes, die einem Dörfler ein Pferd gestohlen hatten, mit den Waffen gerichtet (historisch). Solche Beispiele waren hart, aber sie waren nötig; denn Marodeure, Unordnung und Desertion sind Uebel, die eine Truppe aufzehren und ihre Kampfkraft in kurzer Zeit vernichten.

Die Befehle folgten sich nun ohne Unterlaß. Die Leute mußten gegen Kavallerieattacken eingeübt werden, Waffen, Ausrüstung und Feldproviant mußten nachgesehen werden: Für acht Tage Lebensmittel im Sack und 80 Patronen. Man merkte das Eintreffen des Kaisers am Schwung, der in alle und alles kam. In der Tat wurden die vierzigtausend Mann des zweiten Armeekorps am Morgen des 18. Juni an den Ufern des Inster besammelt. Marschall Oudinot befehligte uns, und an der Spitze unserer Division stand der General Merle. Diesmal handelte es sich nicht mehr um eine bloße Parade wie damals bei den Tuilerien. Man spürte den Krieg ganz nahe, und nicht der Herrscher allein sollte uns inspizieren, sondern der oberste Führer, ein Führer, dessen Genie seine Truppen bisher immer zum Sieg geführt hatte. Uebrigens war dieses zweite Korps, dem unsere Division angehörte, eine prachtvolle Truppe, und der Kaiser mußte von ihr, obwohl er sorgenvoll auszusehen schien, voll befriedigt sein. Nach seiner Gewohnheit stellte er an die Offiziere einige Fragen, und da hieß es ohne Zögern Antwort zu geben ... Ihr Name? ... Woher kommen Sie? ... Ihr Alter? ... Wie viele Kriegsjahre? ... Es ist gut ... Dann ging er zum Nächsten. Wehe dem, der sich einschüchtern ließ! Aber unsere Offiziere waren das gewöhnt und ließen sich nicht aus der Fassung bringen: sie antworteten Schlag auf Schlag, was uns mächtig freute.

Am selben Abend marschierten wir los über Gumbinnen nach Ponjemen, und einige Tage später biwakierten wir im Walde von Nogorifki, der uns vom Fluß trennte.

Am Morgen des 24. Juni standen wir schon vor Sonnenaufgang, das heißt vor drei Uhr, unter den Waffen; denn unter diesen Breiten und zu dieser Jahreszeit beginnt der Tag um diese Zeit, um bis fast um Mitternacht zu dauern. Das Schauspiel, das sich uns beim Verlassen des Waldes bot, war außergewöhnlich. Der Njemen fließt hier durch eine kleine Ebene, die ringsum von Wäldern überhöht wird. Während der Nacht waren drei Brücken über den Fluß geschlagen worden. Auf einer kleinen Erhebung, nahe bei einem Zelt, blitzten Waffen und glänzten in vielfarbigen Flecken die verbrämten Uniformen eines zahlreichen Armeestabes. Einige Schritte vor seinen Offizieren stand der Kaiser, den kleinen schwarzen Hut auf dem Kopfe, ein Fernrohr in der Hand. Er betrachtete die Kolonnen, die ohne Unterbruch herbeiströmten, zum Fluß hinunterstiegen, sich auf die Brücken verteilten, um jenseits dichte Massen zu bilden. Wenn die Regimenter vorbeizogen, erscholl der Ruf: „Vive l'Empereur!" und dieser Ruf wiederholte sich unausgesetzt wie ein beständiges Donnerrollen, bis zu dem Augenblick, da die Reihe zum Defilieren an uns kam, gegen ein Uhr nachmittags. Auch wir haben, inmitten des packenden Schauspiels, unsern Führer begrüßt, dessen Genie hier diese gewaltige Armee zusammengezogen hatte, und wir ahnten ebensowenig wie alle andern, wie wenige von uns über diesen Fluß zurückschreiten würden. Die paar Reiter, die wir auf dem andern Ufer gesehen hatten, wie sie bewegungslos dem Flußübergang beiwohnten, waren verschwunden. Es waren Kosaken, und dieser Feldzug von 1812 begann mit einer großartigen militärischen Vorführung, unter einem strahlenden Himmel und ohne daß von der einen oder andern Seite auch nur ein Schuß gefallen.

Die folgenden Tage ließen es sich angelegen sein, uns das Maß der Ueberraschungen beizubringen, das uns dieser Krieg bereithielt. Wir hatten eben unter einem bleiernen Himmel eine sandige Ebene, die hie und da von Wäldchen unterbrochen war, durchquert, als plötzlich ein schreckliches Gewitter ausbrach. Wir hatten schon so unter der Hitze gelitten, daß wir zunächst eine Art Wohlbehagen verspürten, als der Regen unsere Uniformen durchdrang und uns bis auf die Haut erfrischte. Aber die Regengüsse hörten nicht mehr auf, und während vier Tagen ergoß sich eine wahre Sintflut über uns, die die schlechten Wege in wahre Dreckpfade verwandelte und uns zwang, in Morastlöchern zu biwakieren.

Die Nächte wurden sogleich kalt, die Pferde blieben ohne Streu und erhielten als Futter nur grünen Roggen, den man an Ort und Stelle mähte, wodurch sie zu Hunderten starben. Ihre aufgeschwollenen Kadaver blieben auf dem durchtränkten Boden liegen und verbreiteten einen pestilenzialischen Geruch. Der Heerestroß blieb stecken. Es gab keine andern Lebensmittel als die Reserven, die jeder bei sich trug. Eine erschreckende Zahl von Leuten wurde krank, von einem Fieber gepackt, das man nicht heilen konnte. Aus der Ferne hörten wir Kanonendonner, aber nie erblickten wir den Feind.

Bisweilen trafen wir auf kleine arme Behausungen, bevölkert von Litauern und aus einem einzigen Raum bestehend, mit einem Backofen in der Mitte, mit Wänden aus kaum behauenen Balken, deren Ritzen mit Moos verstopft waren, der Boden aus gestampfter Erde. Der Raum diente zugleich den Tieren und Menschen, und es herrschte darin eine solche Unsauberkeit, daß wir es trotz der Nässe vorzogen, draußen zu biwakieren.

Nach diesen vier Tagen der Sturzfluten setzte wiederum eine erstickende Wärme ein. Wir marschierten immer weiter nach Norden, ohne je auf den Feind zu treffen. Und doch schlug man sich, freilich zu weit von uns entfernt, als daß wir uns an den bald glücklichen, bald verheerenden Kämpfen der Armee auf ihrem Marsch hätten beteiligen können. Am 21. Juli entzündete sich nach einer kurzen Kanonade der Horizont in einer ungeheuren Brandröte, die die ganze Nacht anhielt. Da hatten die Russen Feuer gelegt an ihr verschanztes Lager von Drsisa und zugleich die mächtigen Vorräte zerstört, die von ihnen dort zusammengetragen worden waren.

Am 2. August endlich zogen wir in Polotzk ein, wo Marschall Oudinot sein Armeekorps sammelte und wo wir mehr als zwei Monate bleiben sollten.

Durch Krankheiten und Zurückbleiben hatten wir einen Drittel unseres Bestandes verloren.

Wir hatten noch nicht einen einzigen Gewehrschuß abgegeben.

Polotzk.

Der Einmarsch in eine Stadt erweckte immer die Neugierde in der Truppe. Der Gedanke, daß wir hier halt machen, vielleicht sogar uns festsetzen sollten, ließ uns die Augen weit auftun über unsere neuen Quartiere. Vorläufig freilich zogen wir noch durch die engen und schmutzigen Gassen, wo unsere Kolonnen Wolken von Staub aufwirbelten. Auf dem Platz wo sich unsere Regimenter aufstellten, wurden wir die Lücken in unsern Reihen gewahr, die seit unserer Abreise von Paris und erst recht seit dem Uebergang über den Njemen gerissen worden waren. Aber so groß ist die Sorglosigkeit des Soldaten, daß er die Mühen rasch vergißt und daß sich sogar das Andenken an verschwundene Kameraden bald verflüchtigt, um dann freilich später mit einer eigentümlichen Klarheit wiederzukehren.

Polotzk war damals ein kleines Nest von ungefähr 3000 Einwohnern. Es war ganz aus Holz gebaut, mit Ausnahmen der paar Kirchen und des großen Jesuitenklosters, das sofort in ein Hospital für die verwundeten und kranken Soldaten umgewandelt wurde. Die Bevölkerung ist litauisch, zum Großteil römisch-katholisch; aber was uns sogleich auffiel, das war die unwahrscheinliche Menge von Juden. Diese hielten natürlich den ganzen örtlichen Handel in den Händen. Man sah sie mit ihren langen Lockenwickeln, ihren schwarzen Kaftanen und schmierigen Kappen in ihre verschlossenen Hütten kriechen, von wo aus sie ängstlich durch die kleinen Fenster spähten. Sie beruhigten sich indessen bald, als sie die straffe Mannszucht bei der Truppe sahen, und das angeborene Bedürfnis zum Schachern ist bei dieser Rasse so groß, daß sie ihre Läden öffneten, als sie sich klar geworden waren, daß sie einen Profit machen könnten, wenn sie uns teuer verkauften, was wir so nötig hatten.

Anfangs fehlten fast alle Lebensmittel, denn die Verpflegung einer solchen Armee ist in diesem Lande fast unmöglich. Wir hatten nur mehr wenig Mehl, und vor allem fehlte es an Backöfen, um Brot zu backen. Das war seit Beginn des Feldzuges eine unserer schwersten Entbehrungen. Auch das Salz fehlte völlig. Um diesem Mangel abzuhelfen, hatten wir die Gewohnheit angenommen, unsere magere Mehlbrühe mit einer Fingerspitze voll Pulver zu würzen. Dabei gab es aber Salz genug in Polotzk, und ich lache noch heute, wenn ich daran denke, wie wir es entdeckt haben:

Die Leute mit den Lockenwickeln kannten unsern Salzmangel wohl. Als findige und verschlagene Kaufleute warteten sie aber, bis wir ein Angebot machen würden. Sie sollten aber noch Schlauere finden als sie selber. Die Marketenderin unseres Regiments, die uns bis hierher gefolgt war und von der ich später noch zu erzählen haben werde, war neugierig gemacht worden von den Spitzbubenkniffen, mit denen sich einer dieser ehrenwerten Krämer umgab, wenn er sich in ein hinter dem Laden verborgenes Lager schleichen wollte. Wunderfitzig, wie die Frauen sind, folgte sie ihm eines Tages leise nach und drang mit ihm in sein Heiligtum ein. Die berühmten Höhlen Ali Babas und seiner Räuber enthielten bei all ihren Schätzen nichts Kostbareres!

Was doch die Frauen alles können! Da wo unsere Nachforschungen und Beschlagnahmungen, ja sogar die Befehle unserer Generäle wirkungslos geblieben waren, hatte der lächelnde, ruhige Scharfsinn eines wackern jungen Weibleins genügt, um uns ein unentbehrliches Lebensmittel zu verschaffen, dessen Fehlen sich schon grausam bemerkbar gemacht hatte.

Indem wir die Mühlen und Bäckereien an der Polota wieder herstellten, gelang es uns allmählich, wieder etwas Brot backen zu können, freilich immer noch in kaum genügender Menge.

Am 6. August kam das Korps des Generals Gouvion Saint-Cyr bei uns an, zum Großteil aus Bayern bestehend. Ich sah sie vorüberziehen. Die armen Kerle waren in einem erbärmlichen Zustand. In ihrer Heimat an das friedliche Leben in kleinen Garnisonen gewöhnt, an regelmäßige Verpflegung und gutes Bier, waren sie durch die langen Märsche in der sengenden Hitze und in einer schon ausgeraubten Gegend furchtbar hergenommen worden. Da sie sich vor allem von Fleisch nährten, litten sie Durst; sie stürzten sich dann auf das oft ungesunde Wasser und zogen sich dabei eine tödliche Dysenterie zu, die sie zu Hunderten hinwegmähte. Dreißigtausend Mann stark waren sie ausgezogen, und nun war kaum die Hälfte dieses Armeekorps geblieben, wobei unter den noch vorhandenen Männern nur mehr die wenigsten fähig waren, irgendwelchen Dienst zu versehen. Das war eine schwache Verstärkung gegenüber einem Feinde, der fortwährend zahlreicher und unternehmungslustiger wurde.

Polotzk liegt auf dem rechten Ufer der Düna, im Winkel, den diese mit ihrem Nebenfluß, der Polota, bildet. Diese beiden Flüsse dienen der Stadt zu beiden Seiten als natürliche Verteidigungsmittel, die Düna im Süden wegen ihrer Breite, westlich die Polota, weil sie in einem ziemlich tief eingeschnittenen Graben fließt. Diese Stellung war natürlich wichtig für uns, denn sie beschützte die linke Flanke der Großen Armee, die weiter im Süden auf Smolensk und Moskau vorrückte. Sie hatte natürlich für die Russen den gleichen Wert, da sie von hier aus die Große Armee hätten bedrohen und sie von ihrer Rückzugslinie abschneiden können. Deshalb stritten sich auch die beiden Gegner mit solcher Hartnäckigkeit um die Stadt.

Für den Augenblick hatten wir sie besetzt. Wittgenstein und seine Russen waren mehr im Norden, gegen Sebesch zu, an der Straße von St. Petersburg, in einer von kleinen Bächen und Seen und Wäldern durchschnittenen Gegend, wo wir ihn schön ruhig ließen. Unsere Truppen bildeten um die Stadt herum einen weiten Halbkreis, dessen Flügel sich auf die Düna stützten. Die Mitte, zu der unsere Division gehörte, war auf den

Höhen vor dem Wald von Ganzelowo, der das Tal ungefähr so beherrscht wie der Wald von Sauvabelin Lausanne überragt. Die ersten Augusttage wurden darauf verwendet, in dem offenen Winkel zwischen Düna und Polota solide Feldbefestigungen einzurichten. Da Marschall Oudinot eine recht lange Besetzung voraussah, befahl man uns dann, Baracken zu errichten für die Unterkunft der Truppen, die viel zu zahlreich waren, als daß man sie in der Stadt hätte einquartieren können.

Welch eine Wohltat war doch diese Unterbrechung! Das war doch eine Abwechslung nach den ewigen Märschen dieser letzten Monate. Wir hatten Sack und Gewehr abgelegt und dafür Beil und Hammer gefaßt. Der Hammer, ah, der lag mir wohl! Mit welchem Eifer habe ich ihn gepackt! Wenn ich nur die Augen schließe, so sehe ich wieder die Gestalten der einstigen Kameraden, so jung, so gewandt, deren frohe Tätigkeit wenigstens für einige Wochen eine Ablenkung von unserm Elend bot, bevor sie für immer im Sturm verschwinden sollten.

Mayor, einer der Soldaten aus meiner Gruppe, war daheim in Cully so etwas wie Zimmermann gewesen, bevor er sich hatte anwerben lassen. Wir beide hatten rasch einen Plan für unser künftiges „Haus" ausgearbeitet. Domenjoz aus Pully, Mayors Unzertrennlicher, folgte seinem Freund wie ein Schatten und gehorchte ihm auf Wink und Blick. Aber der Schlauste von allen, der Klügste in allen Ratschlägen, wenn auch nicht der Fleißigste in deren Durchführung — diese überließ er lieber andern — war Rochat, genannt Pfeifen-Rochat, wegen seines Nasenwärmers, den er vom Morgen bis zum Abend in Tätigkeit hielt, wenigstens so lange es Tabak gab; er fand übrigens immer irgend einen Weg, sich solchen aufzutreiben, während überall sonst das Kraut seit langem fehlte. Rochat war so eine Art Köhler gewesen in Risoux. Ich vermute aber, daß er recht oft auch Schmuggel getrieben hat über den Mont d'Or und dabei unwahrscheinliche Lasten englischer Waren von der andern Seite des Jura herübergetragen hat nach Jougne und Les Hopitaux, während die Zöllner anderwärts Wache hielten. Bei diesen verschiedenen Berufen hatte er sich ein außergewöhnlich feines Gefühl dafür angeeignet, mit Sicherheit gerade das zu finden, was eben fehlte. An Schlauheit nahm er es selbst mit den Juden von Polotzk auf, so daß diese ihm schließlich eine eigene Hochachtung entgegenbrachten, als ob er würdig wäre, einer der Ihrigen zu sein. Mit seinem gutmütigen Gesicht, seinen glänzenden Aeuglein erhielt er von ihnen stets, was er nur haben wollte, während so viele andere gefoppt und leer abfahren mußten. Bei alledem war er noch ein tüchtiger Soldat und vor allem ein ungewöhnlich guter Schütze.

In unserer Gruppe hatten wir auch noch zwei stille und langsame Berner, die aber stark waren wie die Ochsen. Rochat hatte einen diebischen Spaß daran, die beiden Mitbürger unserer einstigen Gnädigen Herren gehörig arbeiten zu machen. Uebrigens war der Bau der Baracke für uns alle ein Ereignis, und jeder wetteiferte in Fleiß und Erfindungsgabe, um die Hütte nicht nur praktisch, sondern recht heimelig und bequem auszugestalten. Scheinbar ganz ohne sein Zutun hatte es der Schlaumeier Rochat so einzurichten gewußt, daß wir den besten Bauplatz erhielten, ein wenig an einer Halde gelegen, so daß der Regen einen sichern Abfluß fand. So ließen wir den andern die leichter zu bearbeitenden, aber auch ständig feuchten Bodenstücke. Als einmal die Platzfrage gelöst war, hieß es Holz zum Bau aus dem Walde herbeischaffen. Nicht einer wußte so gut wie Rochat, die richtigen Bäume auszuwählen und den beiden Bernern zwischen zwei mächtigen Rauchstößen aus der Pfeife mit „Ja ... ja ... so ...!" die Stämme zu bezeichnen, die sie mit ihren schweren Beilschlägen fällen sollten, um dann die dicken Stämme ins Lager zu transportieren, während er bescheiden hinterherging, nur ein paar leichte Zweige tragend, die ihn schön beschatteten. Wenn er dann so mit seiner Last, die ihn sicher nicht schwer drückte, ins Lager zurückkam, dann kniff er die Augen zu vor Zufriedenheit über die brave Arbeit, die von den andern und vor allem ohne Müdigkeit für ihn geleistet worden war.

So rückte denn, dank der Zusammenarbeit aller, der Bau rasch vorwärts. Wenn dann einmal die Stämme richtig am Ort lagen, dann schlug ich in einer Art fröhlicher Trunkenheit die großen Nägel ein, die sie zusammenhalten sollten. Ich war glücklich, für den Augenblick wieder eine Arbeit gefunden zu haben, die ich — wie mir schien — schon so lange verlassen hatte. Vor der Baracke unter dem vorgezogenen Schirmdach hatten wir eine Bank aufgestellt, auf der wir uns nach den Manövern niederließen. Wir haben hier lange Stunden — und es waren noch die am wenigsten traurigen — unseres Aufenthalts in Rußland verbracht.

An die aus dicken Stämmen gefügte Hauswand gelehnt, schauten wir von hier aus zu, wie sich langsam die Dämmerung herniedersenkte, und wir plauderten dabei von der Heimat. Zu unsern Füßen lag das tief eingefressene Bett der Polota, in blauen Schatten getaucht; da waren die Holzhäuser der kleinen Stadt und mitten darin das große weiße Viereck des Jesuitenklosters. Weiterhin floß die Düna, breit und tief, und an diesen endlosen Abenden im Norden, die bis fast um Mitternacht dauerten, schien sie ganze Fluten von Blut zu wälzen. In der Ferne lag bis in die Unendlichkeit hinein die gewaltige melancholische Ebene, durchschnitten von dunklen Wäldern und verstreuten Gebüschen.

Rochat, der an den weiten, ruhigen Horizont seines Hochtales gewöhnt war, fand das Land von hier aus ganz nach seinem Geschmack, und er verfehlte nicht, zu erklären:

„So stelle ich mir den Dienst vor! ... Ein hübsches Haus, nicht teuer ... ein paar Freunde ... eine gute Pfeife und keine Sorgen!"

Mayor und Domenjoz stimmten ihm bei, fanden aber immerhin, daß in Rußland die Weinberge fehlten. Mit achtungsvoller Zärtlichkeit dachten sie an die tiefen und kühlen Keller der Lavaux, wo sich so schön nach einem harten Arbeitstag ein gutes Glas trinken läßt. Hier war sogar noch das Wasser lau. Man verbesserte es deshalb mit einem Schluck Wodka, wie der Schnaps dort unten heißt, sofern man sich solchen bei den Juden — freilich nur zu einem unverschämten Preise — verschaffen konnte.

Unsere beiden Berner waren gute Kameraden, die wir trotz der Verschiedenheit der Sprache gern hatten. Oftmals am Abend stimmten sie eines ihrer Lieder an. Ihre klaren Stimmen stiegen in der Dämmerung hoch, und manchmal gesellten sich noch andere zu ihnen, die Stimmen von Kameraden aus den Nachbarbaracken.

Vor dieser Aussicht, die trotz ihrer Melancholie nicht ohne Schönheit war, vor allem aber beim Anhören dieser Lieder, die meist etwas Trauriges hatten, wie eben die Melodien unserer deutschschweizerischen Eidgenossen sind — vor alle dem dachte ich an mein Tal, an die weite Ferne, die mich davon trennte, an die lieben Abwesenden. Dann fühlte ich die Hoffnungslosigkeit über mir zusammenschlagen; aber die Hoffnung hat eine unglaubliche Spannkraft. Ich sagte mir, daß wir, nun wir schon einmal bis hieher gekommen seien, wohl auch wieder den Rückweg würden finden können.

Rochat war, wie ich schon gesagt habe, in seinem Herzen ein Schmuggler und Wilddieb. Ich glaube, er roch — bei Gott! — das Wild wie ein Jagdhund, und er sagte sich wohl, daß auch in Rußland, so gut wie im Jura, die Wälder für die Hasen gemacht seien. So verschwand er denn oft, den herumstreifenden Kosaken zum Trotz, plötzlich aus dem Lager, um erst am Abend wiederzukommen. Er hatte seine Ideen und sagte zu keinem ein Wort darüber. Ich tat darob ein Auge zu und meldete ihn beim Appell ohne große Gewissensbisse als anwesend an.

Fortsetzung folgt.